

## Zeitkritische polnische Lyrik 1963

Es soll hier keine umfassende Übersicht der gesamten polnischen Lyrik von 1963 geboten werden, sondern nur ein Längsschnitt anhand der katholischen Zeitschrift „Kierunki“ (Richtungen), einer Wochenschrift für gesellschaftliche und kulturelle Fragen der Katholiken, die man **kurzweg eine räsonierende Bio-Bibliographie** des polnischen Kulturlebens der Gegenwart aus katholischer Sicht nennen könnte. Die in den Spalten dieser Zeitschrift erschienenen Gedichte – alles Erstdrucke – lassen sich, grob verallgemeinert, in fünf Gruppen einteilen. Auffallend ist dabei die verhältnismäßig geringe Zahl geistlicher Lyrik – von der Liebeslyrik noch unterboten –, die auf verschlüsselte Weise das Numinose in gültigen Formen dichterisch auszusagen versucht in einer Umwelt, die zumindest laut doktrinärer Ideologie die Existenzberechtigung des Numinosen und die darum zentrierte Dichtung leugnet.

Bedeutend stärker vertreten ist die Naturlyrik, deren Gedichte sowohl Natureingänge als auch Natureinlagen kennzeichnen, sich oft auf einer zarten Naturfolie bewegen und nicht zuletzt die Natur selbst als zentrales Thema wählen. Viele dieser Naturgedichte, oft gelungene Ansätze einer zeitgemäßen Neufassung der Natur (z. B. „An die Lilie“ von Jerzy Cwiertnia), bieten kein ausmalendes und ausdeutendes Verweilen bei dem gewählten Natursujet, sondern gleiten nach kurz umrissenen Konturen in die Sphäre des Menschen. Dieser, für die betrachtete polnische Naturlyrik charakteristische Übergang ins Allgemeinmenschliche, entkräftet den vielleicht aufkommenden Verdacht einer Zeitflucht und eines Ausweichens vor dem weltgeschichtlichen und zeitpolitischen Engagement dieser Lyrik, die zahlenmäßig überboten wird von einer vierten Gruppe, deren Gedichte um das Thema des Menschen in unserer Zeit kreisen. Das anthropozentrische Anliegen dieser Lyrik, oft mit kritischen

und religiösen Einschlügen, erschöpft sich nicht in der Schilderung des in seinen Grenzsituationen sich befindlichen und darin zugleich sich bewährenden als auch versagenden, leidenden und betenden Menschen, sondern weitet sich zu einer erstaunlichen Dichte zeitkritischer Lyrik aus.

Dem zeitkritischen Anliegen dieser Dichtung gilt im folgenden unser besonderes Augenmerk. Bemerkenswert ist dabei, daß trotz zeitpolitischer Ungunst diese Gedichte zahlenmäßig eine durchaus vorherrschende Gruppe bilden. Der ganze Liebreiz dieser zeitkritischen Dichtung, wie sie in Idealform bereits bei Heine zu finden ist, liegt in der poetischen Verschlüsselung und in der Reichhaltigkeit an Andeutungen, die sowohl der einfallsreichen Phantasie als auch dem kritischen Intellekt und nicht zuletzt dem empfindsamen Gemüt Rechnung trägt und genügend Spielraum schenkt. In etwa bildet diese Gattung eine ebenbürtige Entsprechung zu der verschlüsselten geistlichen Lyrik, von der wir zu Beginn sprachen. In der Unausgesprochenheit, die wie ein Rätsel anmutet, liegt die allen bekannte Lösung, erscheint aber in einem namenlosen Gewand und gleichsam ohne Antlitz. Jerzy Cwiertnia wußte in seinem Gedicht „Abschied von den Fischen“ solches mit überlegenem Können zu gestalten:

„ihr Fische habt genügend Sauerstoff  
Wasser dem Fisch nicht freie Luft  
was wißt ihr von der Freiheit  
Heil euch. Ich kehre heim  
niemals waren die besten  
Beziehungen zwischen Toten und Erwürgten.“

Dieses entklassizierte und zeitgemäß zurechtgestutzte Epigramm deutet Verhältnisse und Begriffe an, die für eine kritische Auseinandersetzung mit der Zeit unentbehrlich scheinen. Die Begriffe Freiheit und Heil, Tote und Erwürgte, Wasser und Fisch, Sauerstoff und Luft, schaffen eine Atmosphäre, die den Elan eines zeitkritischen Gedichtes zumindest potenzieren. Daß damit ein System und Menschen getroffen werden, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Witz und Ironie, immer mit durchaus tieferer Bedeutung verbunden, bilden die häufigsten



Kunstmittel dieser zeitkritischen Lyrik. „Trauriger Witz“ nennt Andrzej Brycht seinen Versuch, eine Welt zu zeichnen,

„wo der Kuß blutig duftet  
das zärtlichste Wort vom Tode durchweht  
der süße Blick in Tränen zerrinnt“,

wo

„der Nachtigall Sang ein gesprungenes Glas“

und

„der Reif auf leere Blätter sich legt  
wo das Gute gestrichen das Böse geschrieben.“

Von dieser Welt,

„wo dürrer Schmutz mit dem Winde spricht  
aus Wolkenschlitzen Zeichen leuchten  
endlosen Regen verkündend“,

wo der Witz keine Daseinsberechtigung mehr  
haben kann, distanziert sich entschieden das  
lyrische Ich:

„zurückzukehren versprach ich dahin  
in – der Teufel weiß! – wieviel Jahren.“

In einer Welt, in der Freiheit verkannt, der  
Witz erstorben und Gottes Name ausgespart  
wird, hat auch die Wahrheit konsequenterweise  
keinen Platz. Sie ist „Sache des Schweigens“,  
meint Jerzy Cwiertnia:

„Wahrheit braucht man nicht künden dort  
wo sie selbst nicht wohnen will  
wo sie ist braucht man nicht rufen es ist wahr  
es ist wahr denn dann ist Wahrheit nicht da.“

Dennoch scheint diese illusionslose Welt keines-  
wegs zur Resignation zu treiben. Einen Ver-  
such, dieser Welt zwar nicht die schöne, aber  
doch wahre Seite abzugewinnen, unternimmt  
Jerzy Cwiertnia in einem Sinnspruch:

„Der Häßliche sogar ist schön  
Ehrlich sogar wer lügt  
Gut noch wer viel Böses tut  
ein Mensch.“

Mensch und Welt, in ihrer illusionslosen Wirk-  
lichkeit und entzaubernden Realistik begrif-  
fen, gelangen mehr und mehr in den Zugriff  
der Dichtung in der Form des Zeitgedichtes.  
Das existenzielle, auf Mensch und Welt aus-

gerichtete Engagement der Dichtung, wird so-  
mit zum zentralen Thema der polnischen Ge-  
genwartslyrik. Einen bedeutsamen Beitrag lei-  
stet hierin Jerzy Harasymowicz mit seinem  
„Spaziergang eines Sophisten“. Der Abrundung  
wegen seien noch in diese Betrachtung mitein-  
bezogen die in der Krakauer Zeitschrift „Zycie  
literackie“ (Das literarische Leben) erschiene-  
nen Gedichte aus diesem Zyklus.

Die in den „Kierunki“ veröffentlichten Ge-  
dichte von Harasymowicz zentrieren sich ledig-  
lich um das zeitkritische Interesse. Im Blick-  
punkt eines Sophisten gewinnt das Thema  
„Metaphysik“ – so der Titel des ersten Gedich-  
tes – besondere Bedeutung. Die ironische De-  
aktualisierung der Metaphysik –

„erst  
bei grünem Mond  
metaphysische Fülle“ –

als Kontrapunkt zur realen Degradierung der  
Metaphysik im Lebensstil einer doktrinären  
Ideologie enthüllt sich zu einem umgekehrten  
Spieß:

„Denn Metaphysik  
meinen die Leute  
wohnt nur im Dunkel  
Der bleiche Tag  
meinen die Leute  
kommt nicht in Frage.“

Die im Dunkel der Metaphysik wohnende  
Außergewöhnlichkeit der Dinge ist ebenso  
„tagsüber“ und am „bleichen Tage“ sichtbar,  
nicht nur „bei grünem Mond“, und stellt den  
Anspruch auf Bewältigung und Lösung. Aber

„Das Licht erlosch  
ägyptische Finsternis“

– setzt die erste Strophe des zweiten Gedichts

„Ägyptische Finsternis“ ein –, und  
„In ägyptischer Finsternis  
spazieren frei  
alle Löcher  
auf der Ferse  
Alle  
Fettflecken  
auf der Hose  
Alle kleinen Seelen



auf krummen Beinchen  
Sünden naschen  
im Dunkel  
Niemand hats eilig  
zur Osterkerze.“

Der sophistische Schwarz-Weiß-Zauberer enthüllt die Welt nicht nur „tagsüber“, am bleichen Tage oder des Nachts „bei grünem Mond“, sondern ebenso „in ägyptischer Finsternis“. Die anvisierten Dinge enthüllen sich bis auf ihre Seelenblöße.

„Meinungen“

– so der Titel des vierten Gedichtes –

„gehen im Gleichschritt  
Kopf an Kopf“

in uniformer ertötender Gleichberechtigung –

„Ein gut Teil der Meinungen  
ist schon erledigt“

und gelangen, leider, „ins Wäldchen“, wo sie sich schlagen. Der „Spaziergang eines Sophisten“ beschränkt sich jedoch in seiner Lust am Beobachten keineswegs nur auf die Spalten der „Kierunki“, sondern wagt sich darüber hinaus in die stürmischen Gefilde des „Literarischen Lebens“ (so der Titel der Krakauer Literaturzeitschrift), in dem sich der literarische Niederschlag seiner Lebensbeobachtungen in einer schärfer zugespitzten Formulierung findet. Im Herbstgedicht „Oktober“ zeichnet Harasymowicz eine zarte Naturfolie mit rothäutigen Hirschen in den Bergen, die auf Kriegspfade ausgezogen, und mit roten Pulken Wintervögel, die am Waldrand stehen, als andeutungsreichen Hintergrund für den im Nebel fahrenden „Wagen ohne Pferd“:

„Denn bestimmt  
sitzt auf dem Wagen ein Pferd  
und ruht im Pelz  
Und den Wagen zieht von selbst  
die jahrhundertealte Gewohnheit.“

Das in seinen Bedeutungsschichten stark differenzierte Herbstbild spiegelt eine Situation wider, die den Bereich der Natur transzendiert und in eine Sphäre hineinragt, in der ein „Wagen ohne Pferd“ und von jahrhundertalter Gewohnheit gezogen, nicht nur berechti-

gungslos dasteht, sondern zur Entscheidung aufruft. Über das Gedicht „Auf dem Boden“, wo der Versuch unternommen wird, „unsere ausgemachte Furcht“ vor den „ausgemachten Geistern“ zu entlarven, mit anderen Worten die Welt der Geister in Frage zu stellen – (wobei die nicht zu überlesende Ironie aus dem realen „Boden“ eine transzendente Räumlichkeit heraushören läßt, in deren Bereich nichts Reales, sondern nur vertragsmäßig Ausgemachtes existiert bis zum Erlöschen dieses Vertrages beim Weltende); aber in der ironischen Grundhaltung des gesamten Gedichtes ihre Bestätigung findet, gewinnt die verdichtete Zeitkritik ihren Kulminationspunkt im Gedicht „Geometrie“. „Die Linie ist gerade“ – der Doppelsinn dieser ersten Verszeile läßt sich nicht überhören, aber ihre Sehnsucht geht dahin, endlich, von jahrtausendlangem Auf-Achtung-Stehen-vor-der-Menschheit ermüdet, sich in einen Knäuel zusammenzurollen. In diesen zeitkritischen Gedichten offenbart Harasymowicz seine Fähigkeit, mutige Konfrontierungen mit allen Lebensbereichen in eine kühne, der Alltagssprache wohlvertraute, von der Dichtung allzu oft verkannte Bilderwelt zu verkleiden. Aller sophistisierenden Metaphysik zum Trotz kennzeichnet diese Gedichte in ihren gelungensten Partien eine Brechtsche Schlichtheit. Die Nähe zu Brecht wird besonders auffallend in der zweiten Gruppe dieser Gedichte, die sich thematisch um die Ereignisse des letzten Krieges zentrieren. Stichwörter wie Brot, Winter, Deutsche, Partisanen, Mutter und Großmutter stecken den Raum der Handlung und Ereignisse ab. In liedhaft-balladesker Form webt die „Wintererinnerung“ an die auf Skiern wie aus der Byline hervorkriechenden Illjasse von Murrom, von denen im Kampfe gegen die Deutschen nicht viel übriggeblieben:

„Danach lagen  
der drei weißen Ikaren  
leinenweiße Flügel  
im Schnee  
Doch ihr Stern  
hielt nicht an  
Er ging und ging  
unentwegt nach Westen.“



Der biblische Nachklang der Drei-Weisen-aus-dem-Morgenland-Episode mischt sich mit Reminiszenzen an den Helden der Bylinen, der seine Nachkommen, in diesem Falle verdreifacht, unter den tapferen Kriegern des letzten Krieges findet. Ähnliche Nähe zu Brecht scheint auch das der Mutter gewidmete Gedicht „Partisanen“ aufzuweisen.

„Sie kamen um Mitternacht  
Aus ihren Schuhen krochen  
die Zehen ins Warme  
Sie baten um Brot.“

Die geizige Tante spreizte sich gluckenhaft über  
das unter der Bettdecke verborgene Brot.

„Da holte Mutter  
unsre letzte  
Krumme Brotes  
schwarz vor Elend.“

Von Brot und mütterlicher Güte gestärkt,

„Sie gingen viele  
Mit Mutters Brotkrume  
Mit schußbereitem Gewehr  
Auf die Deutschen.“

Eine ähnliche Welt, von Hunger und Feind geplagt und von der Entschiedenheit einer Frau getragen, tritt in erstaunlicher Dichte im Gedicht „Großmutter“ in Erscheinung:

„Die Deutschen brannten das Dorf  
Großmutter buk Brot  
In der Stube ists blau vor Rauch  
Wir packen Koffer  
Die Deutschen legen Feuer bei Nachbarn  
Großmutter bäckt Brot  
In der Stube ists grau vor Rauch  
Wir hängen Bilder ab  
Schon brennen die Fichten im Hof  
Großmutter bäckt Brot  
In der Stube ists schwarz vor Rauch  
Wir rufen Großmutter gehn wir.“

Mit welch einer Vehemenz verdichtet sich in diesen ersten Strophen stufen- und schichtweise ein Geschehen, mit dem Kulminationspunkt in der dritten Strophe, das sich sowohl in strophenweiser Steigerung des Zeit- und Farbwandels, als auch in der Zuspitzung der menschlichen Verhaltensweise widerspiegelt. Die Angehöri-

gen der vollends vom Backen eingenommenen Großmutter packen vorerst die Koffer, hängen in der zweiten Strophe die Bilder ab und entschließen sich in der dritten zur Flucht. Die Spannung ist auf die Spitze getrieben.

„Seit siebzig Jahren  
gelingt mir das Brot  
Und jetzt wegen der Hitler  
Großmutter sagt sie warten vergeblich.“

Dann entläßt sich die Spannung zugunsten der Großmutter:

„Die Deutschen zogen plötzlich ab  
Großmutter hat das Brot gebacken  
öffnet alle Fenster  
Heilige Petronella  
wieviel Rauch heute  
von diesem Backen.“

Wenn auch der Rauch von diesem Backen längst durch die von der Großmutter geöffneten Fenster abgezogen ist, scheint der Rauch vom letzten Kriege noch immer die Stube der polnischen Dichtung zu füllen, blau, grau oder auch schwarz gefärbt. Mitunter mag dieses immer neugewählte Thema – besonders von literarischen Debütanten – als abgeschmakt oder gar als Fluchtversuch vor der Wirklichkeit gelten, vielleicht sogar als raffiniert ausgeworfener Köder für das literarische Publikum, um über dichterische Schwächen mit inhaltsreicher, dem Thema schon angeborener Spannung hinwegzutäuschen. Und das mag bei weitem in der Absicht eines literarisch durchschnittlich begabten Gros liegen; muß aber nicht heißen, daß nicht Dichtungen von bleibendem Wert den hier gezeigten Keimen entwachsen dürften.

Aus diesem lyrischen Längsschnitt anhand einer Zeitschrift läßt sich der Schwerpunkt polnischer Lyrik ablesen. In ihrem Mittelpunkt steht der Mensch, eingebettet ins aktuelle Zeitgeschehen. Nächst diesem steht die immer wieder auf den Menschen rückweisende Natur, sowohl als sanft gezeichnete Folie und Träger menschlicher Ereignisse, als auch jener entlegene Horizont, hinter dem sich in verschlüsselter Form Jenseitiges ankündet.

Ernst Josef Krzywón SVD